

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Feurige Kohlen [Fortsetzung]
Autor: Muschg, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575831>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gewehrt; denn es bewegte ihr das Herz seltsam, wieder einmal etwas anderes als Groll und Weh zu herbergen, wieder einmal einer Liebe leben zu können, einer reinen und guten. Wie einst unter dem Eichbaum, so schien ihr auch jetzt das Herz zu überwallen und aus den Augen rannen weh- und reumüttig die Thränen. Diesmal verschmähte sie ihr alt angelerntes Nachtgebet, sie sagte nichts zu ihrem Herrgott als: „Läß mich künftig jeden Tag meine Pflicht thun und mach', daß mich die Kinder wohl mögen!“

Tags darauf schritt sie in aller Frühe, während die alte Mutter noch zurückblieb, in den tauigen, sonnigen Herbstmorgen hinaus, gestimmt wie ein Kind, das zu einem Begräbnis geht wie zu einem heiligen Fest. In wenigen Stunden begrub man ihre Schwester; sie wollte dafür sorgen, daß die Tote keine Lücke hinterließ. In ihrer Brust lagen Trauer und Glücksahnung dicht nebeneinander, sie empfand, daß ein neues, inhaltsreiches Leben für sie begann, ein Leben voll harter Arbeit und mühsamer Pflichterfüllung, aber auch ein Wirken und Schaffen im Segen.

Als sie an die Stelle gelangte, wo sie am Abend zuvor Hans gegenübergestanden, fühlte sie eine quälende Bekommenheit über sich kommen; aber sie kämpfte sie nieder, warf noch einen Blick auf das Haus ihrer Kindheit zurück, und rasch bergab schreitend, die Augen auf das in sonnigem Dunst und Rauch schwimmende Dörflchen gerichtet, machte sie sich im Geist ihre Aufgabe zu recht. Sie dachte auch an ihr totes Bübchen, dem sie von nun an ganz nah sein sollte, und nahm sich vor, die sechs neuen Kinder so lieb zu haben, wie ihren Edi einst, und sie so zu erziehen, wie sie ihn, wenn es hätte

sein dürfen, erzogen hätte. Als sie in Lüttiswyl zu Hermine in die Totenkammer trat, quollen ihr die Thränen aus den Augen. Sie fasste die kalte Rechte der Schwester und stammelte als ein Gelübde das Wort, das nun ihr ganzes Leben lang in ihr wach sein sollte: „Läß' mich jeden Tag meine Pflicht thun!“

* * *

Als ein paar Wochen später die Eichvree ihre Tochter in Lüttiswyl besuchte, fand sie sie in der Stube, von den Kindern umringt. Lene kam ihr freudig entgegen, drückte ihr die derbe Hand und sagte: „Du, sie nennen mich schon Mutter, und es hat sie kein Mensch geheißen. Hermi hat vorgestern den Anfang gemacht, und gleich sagten es ihm alle nach, als müßte es so sein!“

„So bist du zufrieden?“

Lene nickte, und ihre Augen leuchteten.

„Ja,“ dachte die Mutter, „es ist wohl wahr, was man sagt: Wenn man Haß begräbt, wächst Glück aus dem Grab.“

Hermi watschelte heran. Lene hob ihn auf die Arme und sagte: „Siehst du, wem er gleicht?“

Die Eichvree musterte das Knäblein mit ihren überbuschten Augen und schüttelte den Kopf.

„Du siehst es nicht? Du hast ihn vergessen?“

Nun begann die Mutter zu ahnen, was für eine Verknüpfung sich im Geiste ihrer Tochter vollzogen hatte, und um ihr etwas zulieb zu thun, bog sie die Wahrheit ein wenig: „Ja, du hast recht, er gleicht unserm Edi!“

Lene küßte das Knäblein, das die Arme um ihren Nacken schlang, auf die Wange und murmelte: „Oh, du mein Sorgenbrech!“

Feurige Kohlen.

Novelle von Adolf Muschg, Zollikon.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Sieht, Schulmeister,“ hub der Bauer an, „die Sache ist die. Ihr seid ja ein ganz wackerer junger Mann, die Lene kann Euch nicht genug rühmen. Aber Ihr lebt zu viel; so, wie's in den Büchern steht, geht's im Leben nicht zu. Was Euch zu mir führt, das braucht Ihr mir gar nicht zu sagen, ich weiß es schon von den Lausbuben da unten, den verfluchten, Gott verzeih mir die Sünde! Ihr wartet nicht dabei, Schulmeister, habt nicht einmal etwas davon gewußt, das hab' ich erfahren; darum will ich Euch nicht böse sein. Aber Ihr müßt es auch nicht werden, wenn ich Euch rundweg erkläre, aus dem Handel wird nichts. Ihr habt eine feine Nase, das muß wahr sein, daß Ihr gerade an des Oberhofers Tochter geraten seid!“

Georg unterließ es natürlich nicht, zu beteuern, daß seine Liebe ohne jede Nebenabsicht gewesen, und daß er die Luise auf den ersten Blick lieb gewonnen, noch bevor er wußte, wie reich der Vater sei.

„Natürlich,“ sagte der Bauer pfiffig lächelnd, „und als es sich dann herausstellte, daß der Vater achtzehn Kühe im Stall stehen hat, keine unter vierzehn Bentnern, dazu vier stolze Pferde und daß in Kästen und Truhen so viel Geld verborgen liege, wie Ihr in Guerm Leben nicht beisammen zu sehen bekommt,

da seid Ihr auf den Tod erschrocken, oder nicht, Schulmeister? Hört, Reimer, ich weiß es, die Gelehrten halten uns Bauern insgesamt für Dummköpfe, die man nach Belieben überbölpeln kann. Ihr wartet auch so ein wenig der Meinung, es dazu zu bringen, daß ich Ja und Amen zu der Geschichte sage oder noch danke für die große Ehre, die Ihr meinem Haus erweisen wollt. Nun, verargen will ich's Euch nicht, Ihr seid, wie es schon bei Eurer Wahl bekannt wurde, aus ärmlicher Familie; aber seht, Schulmeister, daß der eine reich, der andere arm sei und bleibe, ist so von Gott geordnet, und jeder halte sich in dem Kreise, wo er hingestellt worden ist. Wandelt Euch die Lust zum Heiraten an, gut, dawider hab' ich nichts, so macht Euch an ein Mädchen, das zu Euch paßt; meine Tochter aber ist es nicht, dazu ist der Weg von Guerm Häuschen da oben bis zum Oberhof zu weit, obwohl wir ja sozusagen Nachbarn sind. Ihr habt mich am Briefschreiben getroffen, Reimer; eh ein Jahr vergeht, ist die Luise eines reichen jungen Bauers Frau, der mich um sie anfragte.“

Damit stand der Marker auf, Georg die Hand zum Abschied bietend: „Ihr habt's so gewollt, Schulmeister, und wißt jetzt, woran Ihr seid. Mein Kind aber laßt mir in Ruhe; der



Eine Ameisen Schlacht. Originalzeichnung von Evert van Muyden.

Luise könnet Ihr am Ende das Märlein plausibel machen, es sei Euch nicht um des Oberhofer's Geld zu thun. Hahaha, als ob's so etwas gäbe, als ob nicht Gelderwerb, ehrlich natürlich, so wie es vor Gott, dem Allwissenden, zu verantworten ist, der Endzweck unseres Lebens wäre!"

Georg war bei dem schneidenden Hohn auf seine Armut zusammengezuckt. Voll heftete er die Augen auf den Bauern, und bebend kam's von seinen Lippen: "Herr Marker, Sie sind troz Ihres Reichtums ärmer als der Schulmeister, auf den Sie mit so viel Verachtung herabblicken. Unter den Büchern, vor denen Sie mich gewarnt, gibt es eins, dort können Sie vernehmen, was der Lohn Ihres erbärmlichen Geizes sein wird." Und sich vor dem finster Dastehenden straff aufrichtend fuhr er fort: "Ihr Geldsucht und Ihr Hochmut sollen noch wie Feuer auf Ihrem Gewissen brennen, und die Reue soll über Sie kommen. Gott, auf den Sie sich so gern berufen, füge es, daß Sie komme, bevor es für Sie und Ihr Kind zu spät sein wird." Schmetternd schlug die Thür ins Schloß, Georg stand draußen in der finstern Nacht. Eine weiche, warme Hand tastete nach der seinen, eine zitternde Gestalt schmiegte sich an ihn, in namenlosem Weh sahen Luisens treue Augen zu ihm auf. Keines redete ein Wort; aber was die stummen Lippen zum Herzen sprachen, hat ein Engel hin zu den leuchtenden Sternen getragen, die in funkelnem Glanz vom dunkeln Himmel auf das engumschlungene Paar herniederschauten. Einer sagte es dem andern bis hin zum Thron des Allmächtigen, auf den sich der Oberhofer berufen hat und in dessen Hände auch die beiden Liebenden ihr junges Glück befehlen.

V.

Sonntag ist's, der Tag des Herrn. Warmer, leuchtender Sonnenschein liegt auf Flur und Wald, auf den wogenden gelben Kornfeldern, auf den glitzernden Fluten des Rheins, die plätschernd und plaudernd dahineilen. Da horch! Einer Glocke Ton unterbricht die feierliche Stille, eine zweite folgt ihrem Beispiel, und bald schallt ringsum ihr vielstimmiger Chor.

Die hehren Klänge schweben auch hinauf zum Oberhof, wo der Bauer seinen gewohnten Gang durch die Felder macht. Der Sommer ist gut ausgefallen, und der Herbst wird es noch mehr, das steht in des Markers behäbigem Gesicht geschrieben. Prüfend tasten seine steifen Finger nach den vollen Ahren, die der Morgenwind ihnen neckisch zu entwinden sucht. Wohlgefällig schweifen die Blicke hinüber zu den reichbehangenen Bäumen, wo ganze Büschel noch grüner draller Früchte zwischen den Blättern hervorschauen. Jetzt aber wendet der Bauer sich dem Hofe zu, der Glocken Mahnruf ist verhallt, und bald wird's einläuten. Den Gottesdienst aber versäumt der Marker nie; denn er ist ein frommer Mann. Diesmal freilich ist's fast zu spät geworden. Als die letzten betreten der Oberhofer und sein Kind das angefüllte Gotteshaus. Machtvoll brausen die Töne der Orgel durch den hohen Raum, das Herz mit Andacht füllend. Seiner Würde sich bewußt, schreitet der Bauer zu dem erhöhten Platz ganz in der Nähe des Spielers, Georg Reimers. Traumverlorene schweifen dessen Augen in die Ferne, und was er durch die Himmelsgewalt der Musik zu den Leuten redet, nur eine versteht ihn ganz, das bleiche Kind dort in der dritten Reihe. Wie's da wogt und braust, bald herzerbrechendes Klagen, bald wilder Meeressturm. Blößlich verstummt das laute Spiel, vom Himmel kommt's gezogen, leise, leise, tröstend und mild, ausklingend in den Frieden eines mit dem unabänderlichen Geschick versöhnten Menschenkindes.

Atemlos lauscht die Menge dieser Predigt ohne Worte; dann aber verliest der Pfarrer die für heute bestimmten heiligen Verse, das Gleichnis von den anvertrauten Talenten. Einfach, ohne jede Ziererei der Sprache, von Herzen kommend und zu Herzen gehend, klingt die Mahnung, doch ja über dem gegenwärtigen Leben das zukünftige nicht zu vergessen. Es ist dem Menschen gesetzt zu sterben und hernach das Gericht. Seine Worte verfehlten ihre Wirkung nicht, gedankenvoll kehrt der Oberhofer heim. Es ist doch eine schöne Sache um ein ruhiges Gewissen! Mit Schulden hat er das väterliche Erbe angetreten, und jetzt soll einer seine Bücher nachschlagen! Daz das Glück seines Kindes, das so müde und matt neben ihm schreitet, auch ein ihm anvertrautes Pfand sei, daran denkt er nicht.

Und dennoch denkt er daran und hat ihm den ganzen übrigen Sonntag zugedacht. „Rüste dich, Luise," sagt er nach

dem Essen zu seiner Tochter, „wir fahren aus. Jakob, schirre den Brauen und sorg', daß nichts fehlt, alles blitzblank, als gälte es zu einer Hochzeit; du hast doch nichts dagegen, Luise?"

Aber die Luise hatte doch etwas dagegen, als sie vernahm, wohin die Reise gehen sollte, zu dem jungen Rieseggbauern nämlich, der in der letzten Zeit sich ihr zu nähern suchte. Da erfuhr der Oberhofer zum ersten Mal Widerpruch. „Vater," sagte sie, „zerstöre mein Lebensglück; ich will dennoch dein gehorsames Kind sein. Ich werde überwinden, wie er auch überwunden hat. Aber mir diesen Riesegger aufzudrängen, bloß damit Geldsack zu Geldsack komme, soweit reicht deine Gewalt nicht. Vater, rede mir nie mehr von einem Mann, den ich lieben soll!"

Sprachlos stand der Bauer vor seinem Kind, doch nur wenige Augenblicke. „Du denkst an den Schulmeister, Luise; es scheint, der ist vernünftiger als du, der hat's eingesehen: was ich sage, dabei bleibt's. Du solltest das eigentlich zuerst wissen, Kind. Sei verständig, geh' dich ankleiden, der Braune steht schon vor dem Wagen."

Statt der Antwort warf sich Luise dem Vater flehend in die Arme: „Ich kann es ja nicht, Vater. Wenn es dir Grust ist, mich glücklich zu machen, um der seligen Mutter willen, die du doch auch geliebt hast, laß mir den Georg!"

Da richtete sich der Bauer zu seiner ganzen Höhe auf; seines Kindes Bitten machten weiter keinen Eindruck auf ihn, als daß sein Gesicht sich zu einem verächtlichen Lächeln verzog: „Für dein Glück sorg' ich, Luise. Willst du dich eigenhünig wie ein dummes Kind dagegen sperren, gut, so thu's, ich bring's auch ohne dich zu stand, glaub mir's! Besinne dich, noch ist es Zeit."

Aber Luise bewährte sich in dieser Stunde als des Oberhofers echtes Kind. „Vater," sagte sie, ihre Thränen trockenend, „zwischen uns steht Gott und meine Liebe zu Georg. Wir wollen nicht mehr darüber reden, jedes deiner Worte thut mir für dich in der Seele weh. Dein Haß und deine Verachtung gegen ihn sind blind und ungerecht, und es kommt die Zeit, wo du ihm Beides abbittest."

„Das glaub' ich auch, daß es dazu kommen wird," lachte der Oberhofer; „wenn mir einmal das Geld ausgeht, so geh' ich bei ihm, dem Hungerleider, borgen. Aber du hast recht, wir reden nicht mehr über die Sache. Lene, kommst du mit dem Vater ausfahren?"

Die Kleine war natürlich mit Freuden bereit. Schweiß die Peitsche auf des Pferdes Rücken; ohne ein Abschiedswort, ohne einmal umzusehen, fuhr der Bauer von dannen. Die prächtige Gelegenheit, mit den anvertrauten Pfunden fünf andere zu gewinnen, wie der Pfarrer heute morgen so schön sagte, will er sich nicht entgehen lassen. Laßt ihn nur erst kommen, den Riesegger, so wird die Luise aus ihren Kinderträumen erwachen, und ehe ein Jahr vergeht, es ihm auf den Knieen danken. Hü, Brauner, der Oberhofer hat's eilig, sein Kind glücklich zu machen!

VI.

Luise hat Georgs Spiel richtig verstanden, er hat überwunden. Nicht daß des stolzen Bauern Rede ihn zur Besinnung gebracht hätte, das nicht. Er war noch der einfältigen Meinung: da vor Gott alle Menschen gleich sind und er den Unterschied zwischen Reich und Arm nicht gelten läßt, sollte das Geld seinem Glück nicht hindernd im Weg stehen können. Sein Weib will er sich auch nicht erbetteln, dafür ist er trotz seiner Armut zu stolz. Vergessen also, vergessen!

„Hören Sie, junger Freund," sagte der Bittator beim nächsten Besuch, „Sie machen's zu viel. Die Schule verlangt denn doch nur einen treuen, zielbewußten Arbeiter, keinen Märtyrer. Sie ruinierten sich auf diese Weise, ehe zwei Jahre herum sind. Ihrer Gemeinde und Ihrer Schule ist weit besser gedient, wenn Sie als treuer Lehrer so ein halbes Jahrhundert im Segen wirken, statt wenn Sie Ihre Kräfte vor der Zeit vergenden, und auch Sie befinden sich dabei weit besser." Goldene Worte, von einem wahren, treuen Berater gesprochen; doch Georg hat dazu geschrägt, und was er dachte, aussprechen durfte er's nicht. Aber auf dem Heimweg quoll's heiß heraus aus seinem Herzen: „Je eher es vorbei sein wird, um so besser!"

Auch in der Schule ist Georg Reimer ein anderer geworden. Gut gemeint hat er's von jeher mit den Kindern; aber war ihm sonst oft wider Willen ein rasches, zorniges Wort



„Pifferari“.
Studie von † Alfred van Wuyden, Genf.

entfahren, jetzt führt die Liebe das Regiment. Ruht sein Auge auf des Oberhofers Lenchen, so kommt's über ihn wie Mitteid, inniges Erbarmen: „Armes Kind, das nicht weiß, was Liebe ist!“

Seit auch der Schullehrer vor dem Oberhofer keine Gnade gefunden, betrachteten ihn die Burschen des Dorfes als einen der ihrigen. Sie kamen, ihn einzuladen zu allerlei lustigen Anlässen, Trinkgelagen, was alles ihr froher Jugendmut ihnen eingab. Aber ein guter Gesellschafter war er nicht, der Reimer. Sie hatten gehofft, er werde ihr Anführer und Aufstifter werden gegen den Oberhofer. Zu diesem Ansinnen jedoch schüttelte er den Kopf, und auch die andern Erwartungen der Kameraden gingen nicht in Erfüllung. Bei all ihren Witzen und Possen ließ er da, ohne ein Wort dreinzureden, und wenn die Lustbarkeit erst recht angehen sollte, stand er auf und entfernte sich. Dafür dann stundenlang einsam gehen oder die Orgel spielen, daß das halbe Dorf zusammenrennt! Herrgott, man ist doch nur einmal jung, warum sich das Ding so zu Herzen nehmen? Ist's nicht des Oberhofers Lutje, so ist's des Niederhofers Grete oder sonst einer Mutter liebes Kind.

Das Beste hat daheim die Schwester Rose. Sie verdoppelte ihre Fürsorge für den leidenden Bruder und hatte die Freude zu sehen, wie sein Blick den alten Glanz wieder annahm und hie und da ein munteres Scherzwort von seinen Lippen floß. Georg gab es bald auf, den ersten wühlenden Schmerz bei luftigem Becherklingen vergessen zu machen. In stiller großer Einsamkeit stiegen die Worte seines alten Lehrers in der Grinnerung auf, und was Georg, als er den greisen Sternbach wieder aufsuchte, zu hören bekam, waren Worte voller Erfahrung und Seelengröße, die wie lindernder Balsam auf sein aufgeregtes Gemüt fielen. „Du stehst eben jetzt am Scheidewege, junger Freund, vor einem Entschluß fürs ganze Leben. Ich kenne dich gut genug, um zu wissen, daß du nicht Geld und irdisch Gut, sondern nur das Weib deines Herzens auf dem Oberhof gesucht hast. Der Bauer hat dich höhnend abgewiesen, weil er dir nicht glaubte, er konnte es auch nicht; denn ihm ist das Gold der Herrgott, zu dem er betet. Was du erstrebst, was deine Seele füllt, kann er so wenig verstehen, wie wir seine niederträchtige Habsucht. Wenn du den Beifall der Menge und deinen eigenen Vorteil suchen willst, so mach's wie er. Du mußt aber noch mehr thun; denn er ist reich und unabhängig, du arm und auf die Leute ange-

wiesen. Du darfst keine eigene Meinung haben, sondern mußt das willfährige Werkzeug der andern werden. Bucke dich, wenn sie es verlangen, sag' zweimal ja, wenn sie ja sagen, schweig' beim Anblick von Unrecht und Gewalthat, so hast du reichen Gewinn davon. Was geht das alles dich an, du lachst ins Fäustchen und mäßest dir ein rundes, volles Bäuchlein an.“

Georg war bei diesen Worten zornig aufgesprungen und wollte seinem Unwillen Luft machen. Lächelnd zog ihn der alte Herr zu sich nieder, indem er fortfuhr: „Das thust du nicht, ich weiß es, aber den Rat eines alten Mannes wirst du annehmen; er ist teuer erkauft. Das Leben ist ein Kampf zwischen Gut und Böß, zwischen Licht und Finsternis; auf welche Seite du dich stellst, hab' ich gewußt, eh' ich deine Erzählung vernommen. Nun höre! Was ein richtiger Offizier ist, führt seine Mannschaft gedeckt gegen das feindliche Feuer, und ein Soldat, der aufrecht dasteht, wenn links und rechts die Kugeln einschlagen, ist wohl ein mutiger Held; aber was nützt das ihm und den andern: wenn der Kampf beginnt, liegt er schon bleich und wehrlos da. In deinen Jahren, Georg, gelüstet es uns, im vordersten Treffen zu stehen und mit aller Welt Händen anzufangen; denn wenn wir gegen alles Unrecht uns wenden wollen, so würden wir aller Menschen Feind und niemandes Freund. Georg, auch uns selbst müßten wir verachten; denn nicht nur draußen in der Welt braust dieser Kampf, er tobt auch drinnen in der eignen Brust. Da gilt's vor allem das Schwert des Geistes führen und dem Guten zum Durchbruch zu verhelfen. Dann hast du auch deine Schulkinder. Lehr' die Gutes vom Bösen unterscheiden, bilde da eine künftige Kämpferschar heran, da biete all dein Können, all deine Kraft auf. Daneben mein' ich nicht, daß du gleichgültig zusehen sollst, wenn rohe Gewalt der Unschuld und dem Recht ins Gesicht schlägt; wer das imstande ist, ist entweder ein Feigling oder ein Schurke oder beides zugleich. Recht war's, daß du dem Oberhofer seinen scheinheiligen Mantel vom Hirschergesicht rissest. Da heißtt's, seinen Mann stellen, und stünde alles auf dem Spiel. Vielleicht wär's möglich, durch Verrat an der eignen Überzeugung ihn doch noch zu gewinnen; aber deine Pflicht ist es, als richtiger Streiter für die Wahrheit ihm aus dem Weg zu gehen, ihn und seine Habgier zu verachten. Daß du damit dein eignes Lebensglück zum Opfer bringst, fällt dir jetzt zwar schwer; aber ich hab's auch thun müssen, und dir wird's nicht erspart bleiben.“

(Fortsetzung folgt).

Die päpstliche Schweizergarde und ihre Kaplane.

Mit vier Abbildungen.

Der am 1. November vorigen Jahres in Schwyz zur ewigen Ruhe eingegangene Kaplan der päpstlichen Schweizergarde in Rom, Monsignore J. B. Baptist Marty, Geheimkämmerer Sr. Heiligkeit Leo XIII., gibt uns Veranlassung zum nachfolgenden Artikel. Der Verstorbene, dem Verfasser persönlich bekannt, hat im Ausland, wo er eine gleichwohl schweizerische Stellung einnahm, unserm Land Ehre gemacht. Auch war er ein Mann von trefflichem Charakter und echt schweizerischer Gesinnung, so daß ihm eine Stelle in unfern Blatte gebührt. Das Bildnis des Monsignore Marty, gemalt von dem in Küsnach bei Zürich wohnenden Künstler A. Soja, der mit dem Verstorbenen befreundet war, ist trefflich gelungen. Die weitern, die Soldaten der Schweizergarde darstellenden Bilder hatte Herr Soja die Freundlichkeit, speziell für die „Schweiz“ zu zeichnen.

J. Baptist Marty, geboren im Flecken Schwyz den 17. Febr. 1840, gehörte einer braven und angesehenen Bürgerfamilie an. Sein Vater, der Sigrist Marty, war, wie wir einem Lebensbild des Verstorbenen von Maurus Waser, Pfarrer in Schwyz, entnehmen, ein Kirchendiener in des Wortes wahrster Bedeutung, der sein Amt nicht bloß als ein Mittel des Broterwerbs, sondern als einen wirklichen und heiligen Beruf zur Ehre und im Dienste Gottes auffaßte. Demgemäß war auch die Erziehung der Kinder, von denen die vier Söhne sich alle dem geistlichen Stand widmeten. Einer starb als Bischof in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, ein zweiter ist Pfarrhelfer in Schwyz. Nach Absolvierung der Schulen im Heimatort Schwyz besuchte Marty mit ausgezeichnetem Erfolg das Gymnasium in Ginfelden. Hier besorgte er, wie schon sein älterer Bruder, die

Übersetzung der Annalen für Verbreitung des Glaubens aus dem Französischen ins Deutsche, um dadurch zu Gunsten des wenig bemittelten Vaters einen Beitrag an die Studienkosten aufzubringen. Später kam er in das Seminar in Mainz und nachher in dasjenige von Thür. Am 11. November 1862 feierte er seine heilige Primiz in der Pfarrkirche zu Schwyz.

Von 1862—1870 sehen wir ihn als Lehrer und teilweise auch als Präfekt im Kollegium zu Schwyz, wo er außer dem Lateinunterricht namentlich noch die Direktion des Gesang- und Musikunterrichts besorgte. 1870 wurde er von der Regierung zum Direktor des Seminars in Nickenbach ernannt. Hier entwickelte Marty großes Geschick und übte einen maßgebenden Einfluß auf seine Schüler aus. In den Jahren 1876—1879 war die Zahl der Schüler auf 60—65 angestiegen, während sie vorher gewöhnlich nur dreißig betragen hatte. Nach dem Lebensabriß von Waser, einem Schüler oder Mitarbeiter Martys aus jener Zeit, ist namentlich die treffende und geistreiche Weise, die von ihm in den Lehrberuf eingeführt wurde, bemerkenswert. „Lehren und Erziehen waren bei ihm nicht Drill, nicht Dressur, sondern ein väterlich freundlicher Verkehr von Seele zu Seele, von Geist zu Geist. Sein trockener, meist im rechten Moment angewandter Sarkasmus und sein heiterer Witz bewirkten oft Wunder der Disziplin und halfen weit besser als eine Reihe wortreicher pädagogischer Lehrfälle und Verhaltungsmaßregeln.“ Daneben war der Seminardirektor Inspektor der Schulkreise Arth-Küsnacht und nachher Mitglied des Schulsrats von Schwyz. Überall entwickelte Marty Energie in Bekämpfung vorhandener Uebelstände, wirkte äußerst anregend auf seine Kollegen und die unter ihm Stehenden und interessierte